

ZV 2/1991

Was an Meldungen und Bildern nach dem 23. November 1980, dem Tag des Erdbebens in Süditalien, vermarktet wurde, war eher eine perfekt inszenierte Horror-Revue aus Grauen, Sentimentalität, Vorurteil, Wahrheit und Überheblichkeit, denn die Berichterstattung aus einem Gebiet, das zum wiederholten Male von einem Erdbeben heimgesucht wurde. Ganz offensichtlich wird immer mehr einer langjährig eingeübten Sensationslust Genüge getan, statt der breiten Öffentlichkeit Erklärungen, Zusammenhänge und Hintergründe zu präsentieren. Vorwiegend beherrschten effektvolle „Stimmungsbilder“ und symbolische Superlative die mediale Meinungsbildung: Die aus den Trümmern krampfende Hand und das in gieriger Großaufnahme zelebrierte Leiden durften dabei ebensowenig fehlen wie die obligate Uhr, die den Zeitpunkt des Bebens stumm bezeugte. „Mein Gott, diese armen Menschen!“

Wolf Dombrowsky

Katastrophe auf Italienisch?

Das Erdbeben von Kampanien und Basilicata

Wo sich dann das kollektive Mitleid so recht regt, da können die Decken-Bomber und Gulaschkanonenfabrikanten guten Gewissens ins Katastrophengebiet einfallen und den „laschen Itakern“ zeigen, was Organisation und Gründlichkeit ist. Was aber macht man mit haushohen Deckentürmen und Altkleiderbergen, die der Schneeregen langsam durchnäßt, weil für ihre Verteilung weder genügend Transportkapazität zur Verfügung steht noch eine kommunikationsfähige Einsatzzentrale, die über Bedarf und Erreichbarkeit der abgeschnittenen Dörfer Bescheid weiß? Und selbst wenn man über die örtliche Bedürftigkeit und die Passierbarkeit der wenigen unzerstörten Sträßchen Informationen gehabt und über Lastwagen verfügt hätte, man wäre kaum durchgekommen angesichts der Heerscharen hilfsbereiter Landsleute, die sich selbst von Mailand

aus im privaten PKW durch die Lande wälzten und auch nicht wußten, wem sie ihre Mitleidsgaben in die Hand drücken sollten.¹ Und was hätte es den Betroffenen genützt? Ihnen fehlte vor allem ein trockenes und wärmendes Obdach und wetterfeste Oberbekleidung, statt immer nur Decken, Pullover, Mäntel und Socken. Natürlich fehlte ihnen auch eine vernünftige Versorgung mit Essen; doch muß es gleich die „größte Gulaschkanone der Welt“ sein? Bis in die Frankfurter Rundschau verirrte sich die Story von den unfähigen und undankbaren Italienern, die in einer unwegsamen Dorfregion mit einem Kochcontainer nichts anzufangen wußten, der über eine Portionkapazität von 10 000 gleichzeitig garenden Essen verfügt.² Mit solchen und ähnlichen Reportagen wurden die deutschen Medienkonsumenten bis in den März 1981 verfolgt.

Der Tenor dieser Geschichten ähnelte sich jedoch deutlich: Schuld an dem ganzen Ausmaß der Katastrophe war vor allem die Unfähigkeit der italienischen Behörden sowie die Uneinsichtigkeit, und apathische Gleichgültigkeit der betroffenen Bevölkerung. Entrüstet zählten die Berichterstatter jeden weiteren Tag, an dem noch immer keine Hilfe einge-

troffen, noch immer Verschüttete gefunden und abermals die Koordination verhindert wurde. Die zurückkehrenden Helfer bestätigten diese Meldungen; auch sie hatten sich herumgeschickt gefühlt und glaubten, Opfer von Desorganisation und Chaos geworden zu sein. Selbst eine so tragik-komische Meldung, daß man noch nach 80 Tagen ein leben-

Katastrophe auf Italienisch?

des, wenn auch „nervöses“ Schwein aus den Trümmern geborgen hat, gewinnt vor den wochenlangen Meldungen über die verzögerte Bergung verschütteter Menschen einen anklagenden Stellenwert. Auch fragt man sich, was in einem Lande los sein muß, wo zwar die deutschen Suchhunde die Opfer orten, aber niemand sie ausgräbt, und wo die einheimische Bevölkerung untätig vor den Trümmern ihrer Habe herumsitzt, statt in die Ferienwohnungen an der Küste überzusiedeln und so den Gefahren der zahlreichen Nachbeben zu entgehen. Doch auch hier wurde schnell eine plausible scheinende Erklärung nachgeliefert: Die „Camorra“, wie der ortsübliche Mafia-Ableger genannt wird, plünderte sonst auch noch den letzten Rest der Habe, und außerdem wissen die armen Menschen ja von den Opfern des Bebens in Belice (1968), daß man aus den Provisorien nie wieder in seine angestammte Heimat zurückkehrt.⁴ Was man jedoch nicht erfährt, ist die Tatsache, daß in diesem „Armenhaus Europas“, dem Mezzogiorno,⁵ der Lebensunterhalt mit Methoden verdient werden muß, derer man sich im hochindustrialisierten Norden des Landes kaum noch und jenseits der Alpen überhaupt (?) nicht mehr bedient. Die meisten Opfer des Bebens von Belice haben ihre Entschädigungsgelder sehr wohl zum Wiederaufbau ihrer Häuser verwendet, doch sind sie in den provisorischen Behelfswohnungen geblieben, weil sie, aus Mangel an Arbeit in dieser Region, ihre guten Wohnungen als Quelle für Mieteinnahmen nutzen müssen - und wer keine Chance für einen legalen Gelderwerb samt halblegalen Nebeneinkünfte bekommt,⁶ der versucht es eben in der Organisation des Illegalen. Was also hier mit wenigen Beispielen gesagt werden soll, ist dies: Was in der Bundesrepublik Deutschland über das Erdbeben in Süditalien berichtet worden ist, war eher dazu angetan, mit auflagensteigernden Sensationsberichten dem Verkauf zu nützen und darüber auch noch alte Vorurteile zustimmend auszuschlachten, statt einmal den Bedingungen nachzugehen, die aus diesem Erdbeben wirklich erst eine Katastrophe gemacht haben. Kann man denn ernsthaft glauben, daß allein die „typisch“ italienischen Zustände daran schuld sind? Glaubt man wirklich, daß z. B. San Franzisko oder Los Angeles besser mit den Folgen eines Erdbebens fertig würde als die Gebiete um Neapel?

Und darf man sich über den italienischen Katastrophenschutz erhabener fühlen, weil man in der Bundesrepublik Deutschland mit Erdbeben so blendend fertig wird?⁷ Oder hat nicht vielmehr die Erfahrung aus den Schneekatastrophen in Norddeutschland deutlich werden lassen, daß gerade in hochindustrialisierten Gesellschaften der Zusammenbruch des Verkehrs und der Kommunikation dazu führt, sehr schnell an die Leistungsgrenzen des organisierten Katastrophenschutzes zu kommen? Müßte man nicht fragen, was man aus einer solchen Katastrophe lernen kann, wenn man unterstellt, daß auch bei uns einmal in einem Gebiet von der Größe Hessens ganze Ortschaften zerstört sind, Verkehrswege und Kommunikationssysteme zusammenbrechen, Tausende Tote, Verletzte und Obdachlose anfallen? Diese Fragen zu beantworten schiene mir für die Lebensinteressen unserer Gesellschaft wichtiger zu sein, als sensationslüstern zu berichten, was bei anderen alles schief geht.

Bausteine zur Katastrophe

Das Erdbeben, das am 23. November 1980 gegen 19.30 Uhr mit einer Stärke von XI Grad auf der zwölfstufigen Mercalli-Skala ein Gebiet von rund 26 000 Quadratkilometern heimsuchte, brachte, obgleich man das noch immer nicht exakt sagen kann, mehr als 4000 Menschen den Tod. Die Dörfer im Epizentrum des Bebens, San Magno, Tqrella, St. Angelo, Lioni, Balvano, gelten als total zerstört; selbst in Potenza noch wurden neunzig Prozent der Bausubstanz vernichtet. Von den 649 Gemeinden der zum Katastrophengebiet erklärten Regionen Kampanien und Basilicata waren 485 betroffen, davon 97 äußerst schwer. Rund 300 000 Menschen verloren ihr Obdach; weit über 8000 Menschen wurden verletzt. Bei einer mittleren Bevölkerungsdichte von 65 Einwohnern pro Quadratkilometer gehören die Regionen zu den am dünnsten besiedelten Gebieten Europas,⁸ was ein Schlaglicht auf die strukturellen Probleme wirft: Die zahlreichen kleinen Bergdörfer sind relativ autarke Wirtschaftseinheiten auf agrarischer Grundlage; dementsprechend unterentwickelt sind die Verkehrs- und kommunika-

tionstechnischen Verbindungen. Noch immer bestehen Engpässe in der Versorgung mit Wasser und Elektrizität. Manche der kleinen Dörfer sind für Lastwagen unpassierbar, so eng und winkelig sind die Straßen und Gassen. Die Bausubstanz ist weitgehend überaltert und durch fortwährende An- und Umbauten in der Statik beeinträchtigt. Stürzen hier Gebäude ein, sind sofort alle Wege verschüttet und kippen die Nachbarhäuser nach, wie aufgestellte Dominosteine. Dazu kamen witterungsbedingte Effekte, die nach dem Beben den Schaden verschlimmerten. Noch bis Montagmittag (24. 11.) lag dichter Nebel über dem gesamten Gebiet, so daß eine wirkungsvolle Luftaufklärung unmöglich war.⁹ Fehlende Lagebeurteilung und mangelhafter Überblick über das ganze Ausmaß der Schäden verzögerten den konzentrierten und koordinierten Einsatz von Rettungskräften. Nimmt man noch die Tatsache hinzu, daß die Mehrzahl dieser Rettungseinheiten sowie das Militär eher in den großen Städten, vor allem aber im Norden des Landes konzentriert sind, so wird die Mißlichkeit der zeitlichen Verzögerung vollends deutlich. Wenn dann noch der Katastrophenschutz nach dem auch bei uns nicht ganz unbekanntem Prinzip arbeitet, daß nur der Hilfe braucht, der Hilfe anfordert, und daß die, die keine Hilfe fordern, auch keine brauchen, der darf sich nicht wundern, wenn auch noch am Donnerstag (27. 11.) Rundfunkreporter auf Dörfer stoßen, deren verzweifelte Lage dem inzwischen von Guisepppe Zamberletti in Neapel eingerichteten Lagezentrum noch immer unbekannt war.¹⁰ Und was bedeutet es, wenn wendige Reporter melden, daß nach vier Tagen in 38 Gemeinden noch keine Hilfe eingetroffen ist? Bedeutet dies, daß umgekehrt schon über 440 der insgesamt 485 betroffenen Gemeinden Hilfe erhalten haben? Oder bedeutet das nur, daß bei einem derartigen massiven Anfall von Schäden und widrigen Bedingungen die knappen Mittel und die schweren Geräte, die zur Hilfe nötig sind, eben nicht in der gleichen Geschwindigkeit und Beweglichkeit wie Reporter vordringen können? Sehr wenig hörte man in den deutschen Medien von den verheerenden Folgen der zahlreichen Nachbeben (außer jener heiß geliebten „Panik“, in der dann alle auf die Straße stürzen - so, als ob es besonnen wäre, in Ruhe sitzen zu bleiben). Am Dienstag (25. 11.) stürzte bei

einem solchen Nachbeben die Feuerwehr-Kaserne von Salerno ein, die man gerade mit viel Mühe zu einem funktionsfähigen Einsatz-Zentrum für die Hilfsmannschaften und die Einsatzlenkung hergerichtet hatte. Ebenfalls wenig hörte man von den dramatischen Wetterbedingungen, die spätestens ab Freitag nach dem Beben (28. 11) durch eisige Winde und schwere Schnee- und Regenfälle weite Gebiete im Schlamm und Wasser versinken ließen, noch intakte Straßen unterspülten, und die vor allem in den kleinen Bergdörfern, deren Bauten geradezu an die Hänge geklebt sind, zu massiver Einsturz- und Erdrutschgefahr führten. Zu welcher Herausforderung derartige Bedingungen für Mensch und Gerät werden, weiß der am besten, der sich noch daran erinnert, wie während der Schneekatastrophen in Norddeutschland selbst Bergepanzer festfahren und Schneefräsen nicht mehr gegen den nassen, klebrigen Schnee ankamen. Vielleicht erinnert man sich auch noch einmal an das bei Katastrophen immer wieder heikle Problem der Prioritätensetzung, das bis zur Triage reichen kann: Unter welchen Bedingungen werden welche Einsatzprioritäten gesetzt? In Süditalien, bei Temperaturen unter Null, bei schwerem Boden, Sturm und Schnee, war auch darüber zu befinden, ob trotz der stärker werdenden Seuchengefahr noch weitere Bergungsversuche unternommen oder besser ganze Straßenzüge planiert werden sollten, trotz der Härte, dabei vielleicht Menschen lebend zu begraben. Es war zu entscheiden, ob der Rettung einzelner unterkühl-

Heikles Problem der Prioritätensetzung bis hin zur Triage

ter oder teilweise erfrorener Personen Vorrang gegeben werden sollte, oder ob man lieber großflächig räumt und dafür alle Kapazitäten nutzt. Und es war schließlich noch mit ganz anderen Problemen zu kämpfen, die für uns wenig verständlich scheinen mögen: Gerät und Spenden für die Opfer mußten bewacht werden, weil die organisierten und unorganisierten Plünderer selbst aus weit entfernten Städten angereist kamen, um sich an dem plötzlichen Reichtum in der Not persönlich zu bereichern. Noteinquartierungen kamen trotz objektiver Dringlichkeit nicht zustande, weil die Familien nicht auseinandergerissen wer-

den wollten oder noch Angehörige unter den Trümmern vermuteten. Heillose Verwirrung stiftete die wahrhaft zupackende Kinderliebe der Italiener: Manches verwaist scheinende Kind wurde einfach von mitleidigen Ehepaaren mitgenommen und versorgt, während man es noch unter den Trümmern vermutete. Im Norden des Landes und im Ausland arbeitende Männer strömten ins Katastrophengebiet und stifteten dort mehr Verwirrung und Aufregung, als sie halfen. Für viele von ihnen lag ein ganzes Arbeitsleben in Trümmern - oft auch noch jene, für die sie sich in der Fremde abgerackert hatten. Kann man angesichts dieser Problemfülle und der jahrzehntelang gewachsenen Strukturmängel wirklich vom Versagen des italienischen Katastrophenschutzes sprechen? Oder wäre es nicht angezeigt, nach tieferliegenden Ursachen für die tatsächlich begangenen Fehler und Fehleinschätzungen zu fragen?

Politische Ursachen der Erdbebenfolgen

Bereits am Dienstag (25. 11.), während seines Besuches im Katastrophengebiet, kritisierte Staatspräsident Sandro Pertini öffentlich das Versagen der Einsatzzentralen. Mit seiner harschen Kritik löste er jedoch nur einen parlamentarischen Streit aus, mit dem versucht wurde, auf dem Rücken der Bebenopfer politisches Kapital zu erwirtschaften. Dennoch gibt dieser Streit, der vor allem zwischen den Christdemokraten und den Kommunisten abließ, einen Blick frei auf die dahinterliegenden politischen Probleme im Mezzogiorno: Überspitzt formuliert, tobt dort ein politischer Verteilungskampf zwischen diesen beiden Parteien, bei dem es darum geht, über veränderte Mehrheitsverhältnisse Einfluß auf die Süditalien-Politik der Zentralregierung zu bekommen. Die Kommunisten, die langsam stärkeren Einfluß im gesamten Mezzogiorno erlangen, wollen versuchen, endlich eine gezielte und nicht mehr in der Korruption und den Kanälen der Camorra versickernde Entwicklungspolitik für diese Region durchzusetzen. Mit dem Erdbeben ist diese Politik nicht nur materiell zurückgeworfen worden, sondern durch Pertinis Kritik

auch ideell. Versucht man nun, noch einen Schritt hinter das oberflächlich als Parteienstreit erscheinende Problem zurückzugehen, so wird langsam deutlich, daß für dieses Erdbeben der scharfe Satz „no earthquake, but classquake“¹¹ durchaus zutreffend ist. Im Mezzogiorno, dem „Armenhaus Europas“¹² leben 38 Prozent der italienischen Bevölkerung unter Bedingungen, die man eher in sog. „Entwicklungsländern“ vermutet: Armut, Arbeitslosigkeit, Analphabetentum, Bevölkerungsexplosion bei gleichzeitiger Negativentwicklung der Alterspyramide, Kapitalmangel in allen Wirtschaftszweigen und hochgradige politische und soziale Unsicherheit durch feudale Strukturen und traditionelle Hemmnisse (Ehr- und Moralvorstellungen, aber auch die Mafia) führen dazu, daß sich die Entwicklungsunterschiede zwischen Norden und Süden beständig vergrößern und Vorstellungen wachsen lassen, die beinahe von Haß, Ablehnung, Desinteresse und Desorganisation geprägt sind. Wie vernachlässigt und aufgegeben sich die Bewohner des Mezzogiorno fühlen, macht einer ihrer Sinnsprüche deutlich: „Piove sul bagnato“ - „Es regnet auf den, der schon naß ist“. Wie sehr die Menschen seit Jahrzehnten im Regen stehengelassen werden, belegt unter anderem auch die Tatsache, daß seit 1870 rund 10 Millionen arbeitsfähige Menschen abwanderten, weil in ihrer Heimat keine Arbeitsplätze geschaffen worden sind. Noch im Zeitraum von 1950-1960 verließen 1,5 Millionen Erwerbsfähige die Region, um dort zu arbeiten, wo den Kapitalanlegern das Investitionsklima „sonniger“ erschien. Die Altersstruktur des Mezzogiorno spiegelt diese Entwicklung wider. Trotz des hohen Geburtenüberschusses von 13,5 Prozent erhöhte sich die Einwohnerzahl nicht wesentlich, aufgrund einer etwa gleichhohen Abwanderungsrate. Die größte Erwerbsquelle des Südens, die Landwirtschaft, ist in einem derart desolaten Zustand, daß das Brutto-sozialprodukt/pro Kopf nicht einmal die Hälfte dessen beträgt, was im Norden erarbeitet wird. Angesichts dieser Verhältnisse, die einem langen Erbe entwachsen, wird heute mehr denn je gedacht, was von dem italienischen Ökonomen Niceforo überliefert ist: „Es könnte Italien kein größeres Glück widerfahren, als wenn eines Tages das ganze Land südlich von Rom mitsamt Sizilien in das Mittelmeer versinken würde.“¹³

Lästiges Erbe: Problemgebiet mit Armut

Die Ursachen für dieses lästige Erbe sind komplex, können aber doch weitgehend auf die ständische Agrarverfassung in der Zeit vor 1860 zurückgeführt werden. Der feudale Großgrundbesitz (Latifundien) hat jahrhundertlang Raubbau an den natürlichen Ressourcen des Landes betrieben. Die „schleichende Katastrophe“ fortwährender Entwaldung und die Hinnahme kultureller Wüstungsgebiete führten zur Erosion der Böden und damit zu permanent sinkenden Ernteerträgen. Bei den geographischen und klimatischen Verhältnissen dieses Hügellandes hätte es langfristiger und gezielter Infrastrukturmaßnahmen, insbesondere sorgfältiger Be- und Entwässerungssysteme, bedurft, um die Wirkungen häufig wechselnder Niederschlagsmengen bei Ausspülungsgefahr zu vermeiden. Von daher verwundert es nicht, wenn nach 1860, der Einigung Italiens, der Mezzogiorno bereits ein Problemgebiet war, das keinerlei Anreiz für eine Erschließung und Industrialisierung bot. Die dünne Oberschicht der Großgrundbesitzer hatte daran kein Interesse, ebensowenig die Klasse der aufsteigenden bürgerlichen Mittelschichten, die nach rentierlichen Objekten Ausschau hielt. Die Masse der Bevölkerung jedoch, die verarmten Bauern und ungebildeten Landarbeiter, boten weder einen lukrativen Markt noch ein nutzungsfähiges Arbeitskräftepotential; zu sehr waren diese Menschen in den Denk- und Wertstrukturen des Feudalismus befangen, als daß sie für die Dynamik und Mobilität der Gründerjahre hätten gebraucht werden können.

Um 1900 zeigte sich das ganze Ausmaß dieser Entwicklungen. Gegenüber der kapitalintensiven Wirtschaft des Nordens, einschließlich der geringen Landwirtschaft, konnte die extensive, oftmals monokulturelle Landwirtschaft des Südens nicht mehr konkurrenzfähig bleiben. Die Wachstums- und Strukturänderungsprozesse der Industrialisierung gingen endgültig am Süden vorbei; erste administrative Eingriffe wurden notwendig. 1904 begann dann die „Mezzogiorno-Politik“ mit Steuergesetzen zur Entlastung der ohnehin schwindenden Wirtschaftskraft des Südens. Besonders die Landwirtschaft sollte durch ertragreiche-

re Bodennutzungsformen und verschiedene Landreformen gestärkt werden, doch stellte sich alsbald heraus, daß damit lediglich die Oberschicht subventioniert, aber nicht das Land saniert wurde. Seit 1951 koordiniert die „Cassa per il Mezzogiorno“, eine einheitliche Körperschaft mit territorialer Kompetenz, die regionalen Entwicklungsprogramme. Der Schwerpunkt der Maßnahmen lag vor allem bei Industrialisierungsvorhaben mit „Initialeffekt“: Durch die geschaffenen Arbeitsplätze, so hoffte man, würde Kaufkraft entstehen und damit ein Markt, der wiederum Dienstleister nachziehen und somit eine Angleichung des Mezzogiorno an die übrigen Regionen Europas erreichen sollte.

Initialeffekt der Entwicklungsprogramme blieb aus

In Zusammenarbeit mit dem europäischen Ausgleichsfonds bildete man im Mezzogiorno 12 spezielle Entwicklungszonen („Aree di Sviluppo Industriale“), und 27 Förderungsschwerpunkte („Nuclei di Industrializzazione“), mit dem ehrgeizigen Ziel, in den Jahren 1966-1970 über 500 000 industrielle Arbeitsplätze schaffen zu wollen. Abermals zeigte sich, daß derartige Entwicklungsziele dann zu optimistisch sein müssen, wenn die gesamte wissenschaftlich-technische Entwicklung dahin tendiert, zu rationalisieren und ausschließlich kapitalintensive Produktionsanlagen für wirtschaftlich sinnvoll zu halten. Die Folge war, daß sich im Süden vor allem die wenig arbeitsintensive petrochemische Industrie ansiedelte, die ihren Verkehr noch dazu über See abwickelte. Der erhoffte Initialeffekt blieb somit aus und die Planziele mußten revidiert werden. Bis auf wenige, hochindustrialisierte Zentren, für die auch eine entsprechende Infrastruktur erstellt worden ist, blieb daher im Mezzogiorno alles beim alten: Es fehlten die Verkehrsadern, die Kommunikationsnetze, die modernen Versorgungssysteme. Der Teufelskreis aus fehlender Wirtschaftskraft, geringem Steueraufkommen, unterdurchschnittlichen Qualifikations- und Lebenschancen hatte sich längst verfestigt, so daß daran auch die geringen Aufwendungen der regionalen Entwicklungsprogramme der EG nicht mehr viel zu ändern vermögen. Dem folgten die sozialen und politischen Wildwuchsbildungen, wie

sie immer dort auftreten, wo alle legalen Anreize für ein besseres Leben verschwunden sind: Wirtschaftshilfen versickerten in Schmiergeldkanälen, unterbezahlte und von Rom vergessene Beamte wurden bestechlich, jede Initiative erlahmte, weil ihr möglicher Mehrertrag ohnehin von anderen erpreßt oder über alte Schuldnerverhältnisse eingestrichen werden würde. Es kam zu beinahe überschuldselbstversorgungswirtschaften, die, wie in manchen Dörfern geschehen, nicht einmal mehr eine eigene Feuerwehr unterhalten können. Hinzu traten die Ausbeutungsmechanismen der Camorra, die neben allen wichtigen Wirtschaftszweigen und Dienstleistungssektoren auch das Baugewerbe kontrolliert und versucht, bei den Baustoffen so viel wie möglich zu verdienen. Dadurch entstehen auch heute noch Bauten, die aufgrund der schlechten Beton- und Zementmischungen von vornherein mit unkalkulierbaren Sollbruchstellen ausgestattet sind.¹⁴ Fügt man nun all diese Einzelercheinungen zusammen, so dürfte schnell deutlich werden, daß das Erdbeben von Kampanien und Basilicata durchaus eine soziale Katastrophe gewesen ist, die man, bezogen auf das Ausmaß der Folgen, langfristig hätte vermeiden können.

Unvermeidbare Katastrophe?

Mit diesen wenigen Überlegungen zur langfristigen und versäumnisreichen italienischen Strukturpolitik soll dennoch nicht glauben gemacht werden, es gäbe an den direkten, unmittelbar auf die Katastrophe bezogenen Maßnahmen nichts zu kritisieren. Gewiß sind auch dort grobe Mängel zu verzeichnen, doch sollte man sich vergegenwärtigen, daß auch mit dem Einsatz optimaler Kräfte dann wenig zu erreichen ist, wenn vor der Katastrophe versäumt wurde, die für jeden effektiven Einsatz notwendigen Strukturbedingungen zu schaffen. Wenn man bedenkt, daß zwar 1970, nach den Erfahrungen des schweren Bebens von Belice 1968, endlich ein Gesetz über Hilfe bei Naturkatastrophen erlassen worden ist, man aber bis heute dafür keine Ausführungsbestimmungen erarbeitet hat, dann läßt sich ausmalen, wie wenig die regionalen Einsatzkräfte vorbereitet gewesen sein müssen. Einrich-

tungen, wie z. B. Kreisbeschreibungen oder Katastrophenkalender, waren daher ebenso unbekannt wie permanente Einsatzzentralen. Welchen Schwierigkeiten die Katastrophenbewältigung ausgesetzt war, läßt sich am ehesten ermes- sen, wenn man die Hemmnisse unter- sucht, die Guiseppe Zamberletti als zen- traler Einsatzleiter der italienischen Kata- strophenabwehr zu überwinden hatte. Zamberletti, der auch schon nach dem Beben im Friaul 1976 zum Sonderbeauf- tragten der Regierung bestellt worden war, mußte sich während seiner ohnehin schwierigen Arbeit auch noch mit den Rücktrittsforderungen seiner eigenen Partei, der CD, auseinandersetzen. Es wurde ihm vorgeworfen, zu eng mit der kommunistischen Partei in Neapel zu kooperieren und die Wirkung seiner Wohnraumbeschaffungsmaßnahmen auf die mittelständischen Wähler außer acht zu lassen. Zamberletti, der Ferien- wohnungen gegen den Widerstand ihrer Besitzer beschlagnahmte, um wenig- stens einen Teil der Bebenopfer vor- übergehend unterbringen zu können, war gezwungen, nach Rom zu reisen, um sich ausdrücklich das Vertrauen der Regierung Forlani bestätigen zu lassen.¹⁵ Wo sich aber mangelhafte Vorbereitung, miserable Ausrüstung und Ausbildung, Kompetenzstreitigkeiten und vorder- gründige politische Interessen so eng verzahnen wie bei dieser Katastrophe, dort kann man kaum umhin, die Schwe- re ihrer Folgen für angemessen zu hal- ten. Auch die Frage, warum man in einer Region, die in den letzten Jahr- zehnten und Jahrhunderten immer wie- der von schweren Beben erschüttert worden ist, nicht endlich zu durchgrei- fenden Konsequenzen findet, beantwor- tet sich beinahe von selbst: Ein wirtschaft- liches Zuschußgebiet voller politischer Instabilität und Unruhe ist wie ein lästiger Stachel im Fleisch eines Landes, das innerhalb der EG und des Weltmarktes ohnehin Existenzprobleme hat. Eine Volkswirtschaft, die darum kämpfen muß, auf Weltniveau konkurrenzfähig zu bleiben, kann es sich nicht leisten, die für Investitionen, Forschung und Ent- wicklung dringend benötigten Mittel an Maßnahmen zu verschwenden, die viel- leicht erst greifen, wenn die dadurch er- zwungenen Produktivitätsverluste zum Staatsbankrott geführt haben. Eine solche Argumentation mag zynisch wirken, sie findet jedoch in den Tatsachen ihre Be- stätigung.



Eioni, 75 km von Neapel, im Epizentrum des Bebens. 80 % der Ortschaft wurden zerstört, an die 1000 Tote gezählt. Im Bild ein zerstörtes Haus an der Hauptstraße in Lioni.

Nächste Erdbeben-Folgen- Katastrophe bereits vorprogrammiert

Unter der Wirkung dieser Ausgangsbe- dingungen ist die nächste Erdbeben-Fol- gen-Katastrophe bereits programmiert, und es wäre töricht, annehmen zu wol- len, daß die im Süden ansässige Bevöl- kerung aus eigener Kraft und Initiative fähig wäre, dagegen etwas zu unterneh- men. Zu begrenzt sind die Mittel und Möglichkeiten, um die aktuellen Erfah- rungen in langfristig wirksame Vorsor- gemaßnahmen umsetzen zu können. Zu Recht weisen Heck und Vordemann darauf hin, daß die Abstände zwischen den großen, verwüstenden Beben so groß sind, „daß sie oft nicht mehr zum Erfahrungsschatz einer oder gar zwei Generationen gehören“.¹⁶ Wo es aber allein für die Ansparung von Mitteln für den Bau sicherer Häuser und die kollek- tive Beschaffung von Gerät und wirksa- mer Ausrüstung langfristiger Planungen bedürfte, da kann nicht erwartet werden, daß sich diese Erfahrungsschätze umset- zen - ganz zu schweigen von den Zeit- räumen, die eine wirkliche Sanierung des Südens erforderte. Zwar ließe sich eine erdbebensichere Bauweise für diese Region erzwingen, sofern es gelänge, die Sicherheitsvorschriften zu überwa-

chen und die Errichtung von „Sandpalä- sten“¹⁷ wirksam zu verhindern, doch auch hier schlagen abermals die Struk- turbedingungen dieses ausgeplünderten Landstrichs verhängnisvoll zurück. Wollte man die auch heute noch gelobten Bauvorschriften verwirklichen, die am 20. März 1784 (!) nach dem schweren Beben von Kalabrien erlassen wurden, so benötigte man vor allem viel Holz für Stützroste und leichte Dachkonstrukti- onen sowie verteuerte Eisenschließen von Außenmauer zu Außenmauer; bei- des aber ist unter heutigen Bedingungen unmöglich. Die radikal entwaldeten Ge- biete des Südens müßten mit teurem Importholz versorgt werden, was die hohen Baukosten einer sicheren Bauwei- se ins Astronomische klettern ließe. Die traurige Konsequenz dieser Tatsache: Man wird auch weiterhin in potentiellen Särgen wohnen und hoffen, daß es lange nicht bebzt.

Ansichts dieser Finanzierungsproble- matik beim Wohnungsbau, die eng ver- bunden ist mit den Problemen der Stand- ortfrage und den entsprechenden Kosten von Umsiedlungsmaßnahmen,¹⁸ muß man sich fragen, ob dann der Aufbau eines wirkungsvollen Katastrophen- schutzes überhaupt erwägenswert ist. Was nützte ein gut ausgerüsteter und schlagkräftiger Katastrophenschutz, wenn er unter Bedingungen arbeiten

Katastrophe auf Italienisch?

soll, die von vornherein jede Mühe unterlaufen? Wie soll er in einem Dorf zum Einsatz kommen, das immer wieder auf erdrutschgefährdeten Bergkuppen errichtet wird und dessen einzige Zufahrt schon bei mittleren Erdstößen im Geröll der Lehm- und Sandsteinhäuser versinkt? Ganz offensichtlich kollidieren in diesem Punkt zwei Welten: Die Denkungsart des großstädtischen Menschen wird von anderen Sicherheitsvorstellungen geleitet als die des bäuerlichen Menschen im Mezzogiorno.

Für sie ist ihr Boden, so ärmlich er sein mag, Lebensunterhalt, Arbeitslosen- und Rentenversicherung gleichzeitig. Er bleibt es auch, wenn die Wohnstätte vom Beben zerstört wurde. Darin wurzelt der Zwang zum Bleiben und zum schnellen, vielleicht nur provisorischen Wiederaufbau. „So kamen - zumindest noch vor einem halben Jahrhundert - immer wieder die gleichen lebensgefährlichen Bauwerke zustande. Diese Art der Eigeninitiative war ja auch das einzig wirksame und funktionsfähige Verfahren, Obdachlose rasch wieder unter Dächer zu bringen.“¹⁹ Heute haben sich zahlreiche Veränderungen ergeben, die darin bestehen, daß nach einem Beben die Regierung versucht, die Katastrophe als Ausgangspunkt für grundlegende Sanierungen zu nehmen und, nicht zuletzt mit den Mitteln ausländischer Hilfe, Entwicklungsimpulse für die gesamte Region zu initiieren. Im Friaul scheint dies bis zu einem gewissen Grade gelungen zu sein — ob sich diese Hoffnung im Mezzogiorno bestätigen wird, scheint angesichts der ungeheuren Defizite mehr als fraglich.

Katastrophe als Katharsis?

Aus der nordamerikanischen Katastrophenforschung stammt die These, daß Katastrophen, die große Gebiete treffen, zwar hohe Zerstörungen hinterlassen, sie aber damit auch konsequenterweise dazu zwingen, im Zuge des Wiederaufbaus eine allgemeine Modernisierung herbeizuführen, die letztlich zu einer Steigerung der Produktivität, der Lebensqualität und des allgemeinen Wohlstands führt. Inwieweit diese These generell gelten kann, haben Geipel und Mitarbeiter²⁰ hauptsächlich unter wirtschaftsgeographischen Aspekten im italienischen Friaul nach dem Beben von

1976 untersucht. Ihre dort gewonnenen Ergebnisse machen deutlich, daß diese These nur dann stimmt, wenn es bereits vor der Katastrophe Anreize und Motivationen zur Modernisierung gegeben hat. Insbesondere wurde deutlich, daß schon lange vor dem Erdbeben der Kapitalzufluß stetig zugenommen, die Abwanderungsrate abgenommen und die Schaffung von Arbeitsplätzen in allen Wirtschaftsbereichen steigende Tendenz zu verzeichnen hatte. Die Katastrophe vermochte lediglich diese Entwicklung zu unterbrechen, doch war bereits zuviel investiert, als daß man hätte aufgeben wollen. Überträgt man diese Erkenntnisse auf den Mezzogiorno, so läßt sich mit relativer Sicherheit kein katastrophenninduzierter Wachstumsimpuls prognostizieren; eher wird man vermuten müssen, daß umgekehrt mit jeder weiteren Katastrophe in diesem Raum die Entwicklungsschere zwischen Norden und Süden noch krasser auseinanderklaffen und das Mezzogiorno damit langfristig zu einem europäischen Zuschußgebiet ersten Ranges aufsteigen wird. Denn soviel ist sicher: In einem vereinigten Europa wird die Bedeutung des Ganzen von der Stärke der Teile bestimmt werden. Von daher wird die Zukunft Europas, seine wirtschaftliche, soziale und politische Rolle, entscheidend davon abhängen, ob es gelingt, hemmende Ungleichheiten frühzeitig zu beseitigen und eine produktive, aber gerechte Arbeitsteilung zwischen den Mitgliedsnationen zu erreichen. Vielleicht sollte dies die wichtigste Lehre aus dem Beben im Mezzogiorno sein, nämlich einzusehen, daß dort Nachbarn getroffen worden sind, auf die es in unserem eigenen Interesse ankommt. So mag sich an dieser Stelle die anfangs geäußerte Kritik an einer Berichterstattung und der ihr entsprechenden Bewußtseinslage ihrer Rezipienten inhaltlich erklären: Sensationslust zu befriedigen ist eine Sache, nachbarschaftliche Solidarität und Aufklärung über Zusammenhänge und Hintergründe leider noch immer eine andere. Vielleicht läßt sich für die Übergangszeit bis zu einem besseren Verständnis wenigstens beides miteinander verbinden. Und vielleicht gelingt es auch, bei der Beurteilung von Zuständen und Ereignissen in anderen Ländern einmal von den eigenen Vorurteilen und Ängsten abzusehen und dem Leser jene Beurteilungsmaßstäbe mitzuliefern, die in dem Lande gelten, aus dem man berichtet.²¹

- 1 Vgl. dazu die sehr informative Reportage von Widmann, C.: Wo die Särge Vorfahrt haben, in: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG vom 29./30. 11. 1980
- 2 FRANKFURTER RUNDSCHAU vom 15. 12. 1980 „Wir haben im Schlamm geschlafen und gefroren für nichts“. Kritisiert werden sollen hier nicht die beiden Unternehmer, die viel Mühe auf sich genommen haben, sondern vielmehr die Stellen, die völlig gedankenlos handelten.
- 3 FRANKFURTER RUNDSCHAU vom 12. 2. 1981
- 4 Kolportiert in allen Berichten über das Erdbeben. Vgl. stellvertretend DER STERN 50/1980
- 5 Ausführlich Otto, U.: Der Mezzogiorno zwischen gestern und heute, in: ZEITSCHRIFT FÜR WIRTSCHAFTSGEOGRAPHIE, H 6/1970, S. 165-171
- 6 Welche Blüten der Zwang zum Nebenverdienst treibt, beschreibt der SPIEGEL 47/1980 „Nur Menschen“
- 7 Vgl. Gimborn U. v./Sers, G.: ... da knickten Kamine um wie Streichhölzer, in: ZS-MAGAZIN 9/78, S. 9-14 und Haass, R.: Das Vorgehen der Verwaltung nach Erdbeben in Albstadt aus der Sicht des Landratsamtes Baßlingen, Vortrag beim VII. Konstanzer Verwaltungsseminar „Das Unvorhergesehene und die öffentliche Verwaltung“, Konstanz, Januar 1981
- 8 Eine ausführliche Darstellung über die Region gibt Otto, U.: Die italienische Südfrage. Entstehung, Problematik und aktueller Stand, m: Schmollers Jahrbuch, 90. Jg. H 6/1970
- 9 Die später vorliegenden Bilder konnten nicht genutzt werden, weil man versäumte, anwendungsdienliche Interpretationen mitzuliefern.
- 10 Zamberletti hatte bereits am Montag seine Einsatzzentrale in Neapel eingerichtet und vor allem versucht, die ausländischen Hilfsleistungen zu koordinieren.
- 11 Nach Keefe, Ph., Westgate, K., Wisner, B.: Taking the naturalness out of natural disasters, in: NATURE, Vol. 260, Apr. 1976, S. 566
- 12 Vgl. Otto, Der Mezzogiorno ...
- 13 Zit. nach Zacher, A.: Im Lande des Erdbebens, Stuttgart 1909, S. VI
- 14 Vgl. dazu Heck, H. D./Vordemann, J.: Nicht die Natur schafft die Katastrophe, sondern die menschliche Unzulänglichkeit, in: BILD DER WISSENSCHAFT 3/1981, S. 90-102
- 15 Vgl. DIE WELT vom 19. 12. 1980 „Prozeß gegen den Beben-Kommissar“
- 16 Heck/Vordemann, a.a.O., S. 91
- 17 Diess, S. 96
- 18 Die auch langfristige Social Costs aufwerfen, in Form fortschreitender Bodenerosion durch Wüstungen
- 19 Heck/Vordemann, a.a.O., S. 96
- 20 Geipel, R.: Friaul. Sozialgeographische Aspekte einer Erdbebenkatastrophe, in: MÜNCHENER GEOGRAPHISCHE HEFTE 40, Regensburg 1977, und Dobler, R.: Regionale Entwicklungschancen nach einer Katastrophe, in: MÜNCHENER GEOGRAPHISCHE HEFTE 45, Regensburg 1980
- 21 Dies dürfte m. E. ganz besonders für die politische Einfärbung so mancher Artikel gelten. Unverkennbar hält man in der Bundesrepublik die italienischen Kommunisten für genauso moskauhörig wie die der DKP. Dies könnte dann verheerend wirken, wenn wir eines Tages mit einer Regierung zusammenarbeiten müssen, die aus Mitgliedern besteht, die Kommunisten sind und demokratische Mehrheiten hinter sich haben, statt läppische 0,3 Prozent.